

Heimwelt

Unterhaltungsbeilage des Vorwärts

Der Pflaumenbaum.

Von Heinrich Goeres.

Das muß man sagen, es war ein segensreicher Pflaumenbaum. Er bereitete den Kindern des Tagelöhners und Flickschusters Dickmann einen erfreulichen Tisch, wenn er Jahr für Jahr im Herbst das violette Unterkleid aus bereiften Früchten durch das übergeworfene Zifellerwerk der schmalen grünen Blätter schimmern ließ. Sie wußten zu essen, die Schusterkinder, Ueberfättigung befiel sie nie. Dünne Magermilch und anhaltende Kartoffeln verwöhnen nicht.

Der Schuster blieb arm sein Leben lang. Fleißig zeigte er sich bei jeder Arbeit, ebenso indes seine Frau bei der Familienvermehrung. Acht hungrige Schnäbel zu füllen und die der Erzeuger obendrein, dazu reichen zwei Morgen sandigen Ackers, einige Flickerei an zerborsternen Bauernstiefeln, gelegentliche Aushilfe beim Dreschen und Ernten kaum. Solideste Sparsamkeit wird dabei zum Braut.

Glücklicherweise wuchs der Pflaumenbaum. Für die Kinder bedeutete er Geburtstag und Kirchweih und Weihnachten. Klein und hoch gewachsen, witterten die Schustersprößlinge mit lecken Nasen in die Luft, wenn der Baum blühte, bewachten ihn im Sommer und tanzten wilde Tänze um seinen Stamm beim Farbenwechsel der ersten Frucht. Jedesmal sprach die Mutter davon, Mus zum Winter einzutuchen. Ehe der sorgliche Gedanke zur Tat wurde, spozierte die letzte Pflaume in den letzten Kindermagen. Die bestoppelten zerfällten Backen des Schusters zogen sich breit beim Lachen, und zum schmählenden Welbe sagte er: „Laß sie, was haben sie sonst von ihren jungen Tagen!“

Also nützte die Familie den Baum gehörig aus. Dennoch hatte es seine eigene Bewandnis damit. Nämlich er stand in dem Winkel, durch den Dirkmanns kärglicher Boden an den Besitz des reichen Bauern Döhnike stieß. Eine scharfe Kehre vollführte hier der Bach und schied die Ecke halb vom Obfigarten Döhnikes ab, in dem hundert Pflaumen-, Birnen- und Apfelbäume für die Wohlhabenheit ihres Gebieters zeugten. Das Eigentumsrecht lag ein wenig im Dunkeln. Bauer Döhnike hatte schon einmal zu Dirkmann gesprochen: „Weißt du, Fröh, ich glaube, der Baum gehört eigentlich mir. Aber mir bleiben ja Bäume genug, du hast Freßer mehr als genug. Warum sollen sie den einen nicht leer machen?“

Mit solchem Bescheid gab sich der Schuster gern zufrieden. Nun aber war der alte Döhnike gestorben. Sein Erbe trat die Herrschaft an. Döhnike der Jüngere erschien wie ein Herr, hatte die höhere Ackerbauschule hinter sich, befeiligte sich moderner Ansichten und wirtschaftete äußerst zweckmäßig und nuhbringend. Außerdem begeisterte er sich überalles für Recht und Gerechtigkeit. Nachdem er nach dem Tode des Alten zu Atem gekommen, begann er in Papieren und Besitztiteln zu stöbern, ging aufs Grundamt und zum Katasterverwalter. Endlich kam er richtig der Gerechtigkeit auf die Spur. Eines Morgens erschienen Arbeiter, stießen Spaten in die Erde, ramnten Pfähle ein, hantierten mit Nägeln und Brettern. Als Feierabend war, hob sich ein fester Zaun, der den Pflaumenbaum streng abschloß von aller Willkür und ihn vereinigte mit den Brüdern im Garten Döhnikes.

Aus war es für die acht Dirkmanns mit Geburtstag, Kirchweih, Weihnachten. Als zur Zeit der Pflaumenreife die zwei Kleinsten, flotte, Kerlchen, trotzdem den Weg nach drüben fanden und sich inmitten der Zweige aufhielten, geschah ein Schuß vom oberen Ende des Gartens her. Die Schrotkörner prasselten derart, daß die Flucht der Obstliebhaber erheblich schneller geschah als das Herkommen. Zwei Hunde liefen in der Folge auf und ab. Sie sahen nicht aus, als ob sie nackte Jungenwaden für unantastbar erachteten.

Die Gerechtigkeit war fest begründet, und Dirkmanns mußten sich allein auf Magermilch und Kartoffeln verlassen.

Nun wäre die Erzählung zu Ende. Man könnte sie beiseite legen, wenn nicht viele Begebenheiten des Lebens ein Nachspiel aus sich hervorzuschaffen ließen, das sich mit langer Rante in die Zukunft zieht.

Zwanzig Jahre werden von den Menschen durchlaufen oder durchsteucht, je nach Glück oder Zufall. Döhnike vergaß damals den Gegenbesuch bei Dirkmann und mußte ihn endlich doch nachholen. Das ging so zu.

Der alte Schuster ruhte schon lange von allen Flickereien auf dem Friedhof aus. Seine Söhne schlugen sich irgendwo durch, die Mädchen dienten auswärts oder zogen selber Kinder groß. Nur der Jüngste saß noch oder vielmehr wieder im Nest. Franz fiel aus der Art. Der stattlichste Junge im Dorf, sichtschlant und bräunlich, klug und geschickt von Jugend an. Der Pfarrer hatte sich der Mühe unterzogen, ihn außer der Schulzeit in Wissenschaften zu unterrichten. Sogar Latein sollte er ihm beigebracht haben. Bücher besaß er duzendweise, viele Nachbarn sahen ihn darin lesen. Der geistliche Herr hatte ihm seinerzeit auch eine Lehrstelle verschafft bei einem Kunsthandwerker in der Stadt, er erhielt einen Platz in der Kunstgewerbeschule und sah sich eine Zeilang in der Welt um. Dann zog die Scholle ihn heim. Vielerlei Gerät brachte er mit, richtete eine Stube ein mit Werkbank und Zeichentisch. Schnitzereien, Zeichnungen, Modelle lieferte er an geeignete Stellen in den Städten ab, der Briefträger verkehrte ständig bei ihm. Seiner Mutter und ihm ging nichts ab, obwohl sie noch in der ererbten Keuche haften. Abends hörte man ihn manchmal Flöte blasen, daß es melancholisch und süß über die Fesler klang.

Trotzdem erinnerte nichts an einen Duckmäuser. Der kleine väterliche Besitz war nie so in Ordnung gewesen wie unter seiner Hand, Garten und Acker standen in Fülle. Von allgemeiner Fröhlichkeit, vom Tanzboden schloß Franz sich nicht aus, trant den Schoppen mit den anderen jungen Leuten und war bei allem Spiel vornan.

Kein Wunder, wenn die Mädchen ihm nachliefen bis in die Küche seiner Mutter. Sprach oder scherzte er mit einer, so glänzten ihre Augen noch lange hernach zärtlich und verträumt. Der zwanzigjährigen Liese, Döhnikes einziger Tochter, ging es nicht anders. Merkwürdig, wie oft man ihren Kopf in der Nähe des Zauns sah, der ehemals bei dem Pflaumenbaumstreit entstand. Franz Dirkmann merkte das auch und war nicht unempfindlich. Wer weiß, wie oft die Beiden sich sahen, tagsüber flüchtig, abends, mit oder ohne Mondschein, länger und inniger.

Kurz und gut, an einem Tage stand Liese vor dem Vater, machte stockende und ängstliche Bekenntnisse, worauf er sie zornentbraunt bei den Schuftern sagte, dann stehenden Fußes hinaus und zu dem Häuschen der Dirkmanns rannte. Die Mutter verkroch sich zitternd, als sie den feuerflamenden Großbauern mit gesenkten Hörnern anstürmen sah. Franz blieb gleichgültiger, goß auf die groben Anreden unverweilt eiskaltes Spottwasser. Döhnike kam ihm nicht bei, duckte selber bald nieder, er saß fest im Eisen. Wenn er auch knirschte, so mußte er doch annehmen, was Franz vorschlug.

Hallo zur Genüge gab es am nächsten Sonntag, als Elisabeth Döhnike und Franz Dirkmann als ein rechtmäßiges Brautpaar aufgeboden wurden. In einigen Wochen folgte die Hochzeit. Vorläufig zogen die frisch Ehelente zum Schwiegervater samt der Schusterswitwe. Die Hütte wurde niedrigerissen, ein stattliches Haus wuchs auf, der Zaun verschwand und die Grenzen der Besitztümer vermischten sich.

Als nach einem halben Jahr das neue Haus fertig war, Liese, die nie so hübsch und fröhlich ausgesehen hatte, neben ihrem Ehemann unter die Tür trat, zog er sie liebevoll an sich, hob mit dem anderen Arm sein erstgeborenes Söhnchen in die Luft und rief: „Du kleiner Dirkmann, siehst du den Pflaumenbaum, unser Erbgut? Du sollst von ihm essen soviel du willst, und von Rechts wegen!“

Bänkelfänger.

Es dürfte kaum einen Erwachsenen über 30 heutzutage geben, der nicht irgendwo und irgendwann einmal Bänkelfänger gehört und gesehen hat. Noch vor wenigen Jahrzehnten beherrschten sie die Jahrmärkte und Messen von ganz Deutschland, und der grausig unvergeßliche Eindruck ihrer Moritaten und Schreckensgemälde wird vielen für immer im Gedächtnis haften. In den letzten Jahren vor dem Kriege aber sind die Bänkelfänger fast überall und beinahe unbemerkt ausgestorben, teils überholt durch das mitunter wesenverwandte Kino, teils durch Verbote der Stadt- und Landesbehörden unterdrückt. In der Literatur lebt die „Moritat“, wie man die Bänkelfänge in „Zerdehnung“ von Mordtat nennt, in den amüsanten Parodien fort, die zuerst Frank Wedekind bei den „Elf Scharfrichtern“ vortrug und die seitdem von manchen Kabarettkünstlern gepflegt worden sind. Die Wissenschaft hatte sich bisher um diese auffällig sonderbare Form der Volksliteratur noch nicht gekümmert. Erst jetzt ist ihr ein Darsteller erstanden in dem Jenaer Professor der Literaturgeschichte Hans Raumann, der dem Bänkelfang eine eingehende Studie gewidmet und damit ein neues Kapitel der Literaturgeschichte entdeckt hat.

Das Auftreten der Bänkelfänger ist durchaus an die Jahrmärkte und Messen gebunden. Was zuerst an diesen merkwürdigen Straßenfängern auffällt, das sind die 3 bis 5 großen Leinwand- oder Wachstuchbilder, von denen jedes eine der Moritaten illustriert. Diese Darstellungen in einer unglaublich rohen Technik erinnern an die gräßlichen Schinderzelen mancher mittelalterlichen Märtyrermalereien und noch mehr an die grausigen Vorwürfe des Barockkunsft, als deren entartete Nachkömmlinge sie vielfach erscheinen. Die Bilder sind offenkundig in den Dienst der Reklame gestellt und dienen nur zur Anlockung des Publikums. Nie haben Bänkelfänger ihre Bilder selbst gemalt, sondern es gab immer Fabrikanten, von denen sie bezogen wurden. Die meisten dieser Schauergemälde stammten im 19. Jahrhundert von einem gewissen Friedrich Adam Barnuß in Jever, der für ein Hamburger Haus arbeitete und nach dem Quadratfuß bezahlt wurde. Vor den Bildern läuft das Bänkel her, das dieser ganzen Literatur den Namen gegeben hat, und von ihm aus deutet der Sänger oder die Sängerin mit dem obligaten Rahrestab auf die Bilder. Die Drehorgel füllt die Pausen aus. Die Hauptsache aber ist der Vortrag der „Moritat“, die, immer aus der eigentlichen Geschichte in Prosa und einem Lied besteht, das in dem altüberlieferten eintönigen Bänkelfängerton vorgeleitet wird. Der Verkauf der fliegenden Blätter, in denen die Moritat enthalten ist, ist der einzige Gewinn der Bänkelfänger.

Der Inhalt dieser Moritaten wird jedesmal in einem langen Titel zusammengefaßt, wie z. B. „Das lebendig begrabene Kind oder Gott ist gerecht. Eine traurige Begebenheit, wie eine Stiefmutter an ihrem Kinde handelte, geschehen am 2. Mai v. J. in Milow, eine Stunde von Rotterdam in Holland.“ Oder: „Schäudervolle Begebenheit eines Kornwucherers namens Steinholz, ein Handelsmann im 66. Jahre seines Alters, welcher den 29. Januar 1795 von den Mäusen lebendig aufgefressen worden, aus Savoyen von einem Augenzeugen beschrieben. Nebst einem kurzen Bericht von zwei Getreidelieferanten, welche in Mainz aufgehangen worden sind.“ Die genaue Datierung und Lokalisierung soll von der Wahrheit der Geschehnisse zeugen. Sie werden meistens ins Ausland verlegt, in Deutschland selbst am liebsten nach Hamburg. Außer Rabenmüttern und Kindesmörderinnen spielt die Räuberromantik die Hauptrolle. Doch wird auch gegen Spielsucht, Habsucht und Trunksucht geeifert.

Die Gedichte haben vielfach den Stil des 18. Jahrhunderts. Damals ist diese Literatur zum erstenmal von Dichtern aufgegriffen und parodiert worden, und der dadurch geschaffene Stil hat wieder auf die Volksschöpfungen abgefärbt. In seinen Anfängen freilich geht der Bänkelfang sehr viel weiter zurück. Wie Raumann nachweist, ist er zunächst von den geistlichen Wundergeschichten beeinflusst worden, die bereits im 16. Jahrhundert vor den Kirchen abgefangen wurden. Seine eigentliche Entstehung aber verdankt das „fliegende Blatt“ des Bänkelfängers den Anfängen des Journalismus, wie sie in den „Neuen Zeitungen“ des 16. Jahrhunderts hervortraten. In diesen „wunderbaren und erschrecklichen Relationen“ wurden ja nicht nur politische Nachrichten verbreitet, sondern auch Lokalgeschichten wie Mordtaten, Hinrichtungen, Feuersbrünste und Wassernöte, seltsame Geschichten von Lastern und Verbrechen. Im Bänkelfang hat sich diese Urform der Zeitung bis in die Neuzeit erhalten, und der Bänkelfänger ist nichts anderes als der Kolporteur dieser „Neuen Zeitung“. In der Zeit der Romantik, die sich zum erstenmal wissenschaftlich mit der Volksliteratur beschäftigte, hatten übrigens Arnim und Brentano eine „Beschreibung“ des Bänkelfanges ins Auge gefaßt. Sie wollten eine Bänkelfängerschule gründen, durch die Goethesche Gedichte mit Melodien von Mozart im Volk verbreitet werden sollten.

Kinder . . .

Von Alfred Fröhche.

Der Luftballon.

Es war ein kleiner roter Ballon, wie man ihn von einem Händler kauft, um ihn einem Kinde zu schenken. Und Kinder hielten einen solchen Ballon an einer weißen Schnur in ihren Händen und guckten freudig zu der roten Kugel, wie sie sich an der leichtesten Fessel hin und her bewegte. Unmutig. Es war auf einer Straße. Wagen, Droschken, Straßenbahnen rollten darüber hin. Die Kinder sahen sie nicht. Sahen nur zu dem Ballon hinauf, der ihnen wie ein Wunder über den Köpfen schwebte. Und plötzlich — oh! — eine Kindeshand ließ den Bindfaden los, und der Ballon stieg langsam empor. Hinterdrein hüpfte ihm tänzelnd der Bindfaden. Ein Kind wollte ihn haschen — und griff in die Leere. Und zehn Kinderaugen sahen staunend der roten blanken Kugel nach, wie sie höher und höher stieg, immer kleiner wurde und dann verwischte. Weise und friedlich. Und die blaue Himmelsluft lag ruhig über den Kindern, die das Wunder nicht fassen konnten, das da unhörbar in den Himmel ging . . .

Der Drachen.

Und wieder Kinder. Auf der Straße. Sie hielten einen Drachen in der Hand, der mit gelblichem Gesicht in den Tag hineinschaute. Griesgrämig. Er war ja auch schon arg zerschunden. Ein großes Loch klappte in der einen Wade, so daß man weit hindurchsehen konnte. Das Gestell war ganz verbogen und der schöne bunte Papierchwanz schon sehr zerrupft. Und dieser Drachen sollte fliegen. Aber er war doch so krank und torkelte jedesmal zur Erde nieder, wo er sich immer die Nase zerstiess. Er seufzte tief auf, daß er noch einmal fliegen sollte. Und die Kinder schrien ihn an und zerrten an der Schnur und rannten mit ihm durch die Straßen, um ihn hinauf zu zwingen. Der Drachen aber blieb unten und schleifte auf dem Boden entlang. Die Fesseln flatterten kläglich im Wind. Die Kinder gerieten in Ungebuld. Sie wollten, daß der Drachen fliegen sollte. Und er konnte es doch nicht mehr. Aber Kinder fordern immer Unmögliches und sind betrübt, wenn ihren Wünschen nicht Erfüllung wird. So sehr betrübt . . .

Das tote Kindlein.

Es lag in seinem weißen Sarge, und der stand in einer Stube, in der man hineinschauen konnte. Von der Straße aus. Das tote Kindlein gehörte der Bäckermeistersfrau, die es vor einigen Wochen geboren hatte. Dann war es gestorben, und die Mutter saß hinten in einer anderen Stube und weinte. Und vorn lag das Kindlein aufgebahrt. Stumm und bloß, mit dicken Wangen. Ein jeder konnte es sehen. Es war Abend. Die Kinder aus den Nachbarhäusern lehnten sich über die Fensterbrüstung und sahen dem toten Kindlein auf die geschlossenen Augen. Und riefen es an. Es antwortete nicht. Es war doch tot. Das wußten die anderen Kinder. Sie riefen aber unermüdet: „Lieschen! Lieschen!“ Und lachten dazu und hatten so wenig Ahnung vom Tode wie von ihrem Leben.

Das Licht.

Von W. Korolento.

Einst an einem rauhen Herbstabend fuhr ich auf einem düsteren sibirischen Gebirgsflusse. Plötzlich blinkte mir an einer Biegung des Flusses aus den dunklen Bergen ein Licht entgegen.

Leuchtete kräftig und grell und ganz nahe.

„Nun, Gott sei Dank!“ rief ich erfreut, „das Nachtlager ist nahe!“ Der Schiffer richtete sich auf, schaute über die Schulter nach dem Licht und legte sich apathisch wieder in die Ruder.

„Noch weit!“ — — —

Ich glaube ihm nicht.

Das Licht war da, kam uns entgegen aus dem unbegrenzten Dunkel. Aber der Schiffer hatte recht. Es erwies sich als wirklich weit entfernt.

Es ist die Eigenschaft dieser nächtlichen Lichter, sich zu nähern, das Dunkel durchdringend zu leuchten, zu versprechen und seine Nähe vorzutäuschen.

Anscheinend kaum zwei, drei Ruderschläge — und der Weg ist beendet. — — — Und statt dessen ist es immer noch weit! — — — Und lange noch ruderten wir auf dem dunklen Flusse, der wie Tinte so schwarz war.

Die Gebirgsschluchten und Felsen tauchten auf, rückten heran und schwebten weiter, blieben zurück, sich verlierend in der scheinbar unendlichen Ferne. Das Licht aber stand immer vor uns, lockend und blinkend, — immer ganz nahe, und doch immer weit . . .

Ich erinnere mich jetzt oft dieses düsteren Flusses, der von zerklüfteten Felsen eingeschlossen war, und dieses lebendigen Lichtes. Noch viele Lichter trogen — nicht nur mich — früher und später über ihre Nähe. Aber — das Leben fliehet in den gleichen rauhen felsigen Ufern dahin, und das Licht ist noch weit. Und es zwingt uns in die Ruder.

Und doch — — — und doch, uns entgegen leuchtet das Licht!

Mondnacht.

Der Mond hat sein Gesicht ganz breit gezogen
Und lacht vergnüglich in die Welt hinein,
Hier weiße Wölkchen kommen angeflogen
Und tanzen vor dem Dicken Ringelreihn.

Die hellen Köstchen schweben durch die Sterne
Im wunderbaren Mozart-Menuett,
Das weckt die Milthernacht, in dunkler Ferne
Steigt sie aus ihrem weichen Himmelbett.

Im Glanze ihrer blauen Sommerseide,
Des Sirius Feuer in dem schwarzen Haar,
Rauscht sie daher, und überall ist Freude
Und ist ein Tönen süß und wunderbar.

Nur unten auf der Erde qualzerbrochen
Hat sich ein Mensch in argem Gram versenkt;
Er hört den Holzwurm in der Lüre pochen
Und zählt die Stunden, die ihm noch geschenkt.

Alphons Bechold
(in seiner neuen Gedichtsammlung „Einkehr“.
Verlag Ed. Straube, Wien, Leipzig).

Ein technisches Hirngespinnst.

Von Artur Streich.

Schon seit vielen Jahrhunderten ist es ein sehnüchtes Verlangen phantastischer Erfinder, ein mechanisches Triebwerk zu schaffen, das ohne äußere Kraftzufuhr, nur aus sich selbst heraus, in ununterbrochener Bewegung bleibt.

Solch eine märchenhafte Maschinerie, die allgemein als „Perpetuum mobile“ (perpetuum = Fortdauerndes, Ewiges, mobile = Bewegliches), in der Technik aber kurz als „Permo“ bezeichnet wird, soll also ihre Bewegungskraft aus einem „Nichts“ hervorzubringen und außerdem dem „Zahn der Zeit“ und seinen Genossen, genannt mechanische Abnutzung, Kraftverlust durch Reibung usw. nicht unterliegen.

Trotzdem nun jedem schon bei nur oberflächlicher Betrachtung dieser Bedingungen die Unmöglichkeit dieses „Problems“ in die Augen springen muß, opfern doch auch heute noch kleine Handwerker diesem Wahne Zeit und Geld; immer in dem Glauben, den Naturkräften ein Schnippchen schlagen zu können.

Seit wann diese überfönnliche Idee in Menschenhirnen umherwirrt, hat man bis jetzt nicht feststellen können. Das älteste bis jetzt bekanntgewordene Dokument über die Verwirklichung der Permo-idee durch mechanische Mittel — allerdings nur auf dem Papier — stammt aus der Zeit des französischen Königs Ludwig IX. (1225 bis 1270), der den Beinamen „der Heilige“ führte. Damals, etwa 1245, reiste ein Ingenieur namens Wilars umher, um das für ihn Interessante zu sammeln. Was ihm beachtenswert erschien, legte er in einem Skizzenbuch nieder, von dem die Pariser Nationalbibliothek noch 33 Blätter besitzt. Auf einem derselben findet sich auch ein Entwurf zu einem Permo mit folgendem Zusatz: „Seit einiger Zeit streiten sich die Meister, wie man ein Rad durch eigene Bewegung sich drehen lassen könnte. Auf folgende Art kann man es durch eine ungerade Anzahl von Schlegeln erreichen.“

Wilars dachte sich den Betrieb so (siehe Fig. 1), daß die einzelnen Klöppel nacheinander an dem Umfange des Rades herunterfallen müßten, wodurch dieses in Bewegung gesetzt würde. Das ist natürlich unsinnig. Denn

würde beispielsweise der unterste Klöppel noch etwas mehr nach rechts gerückt werden, so müßte das Rad nach einigem Hin- und Herpendeln stillstehen, weil ja dann auf jeder senkrechten Radhälfte die Schwerkraft von $3\frac{1}{2}$ Klöppeln wirkt. Das ist genau dasselbe, wie wenn die beiden gleich langen Enden eines Wägebalkens mit je $3\frac{1}{2}$ Gewichtstellen belastet würden, was 0 oder Gleichgewicht ergibt. Daran wird auch im Wesen nichts geändert, wenn dem Rade durch Anstoß oder dergleichen eine

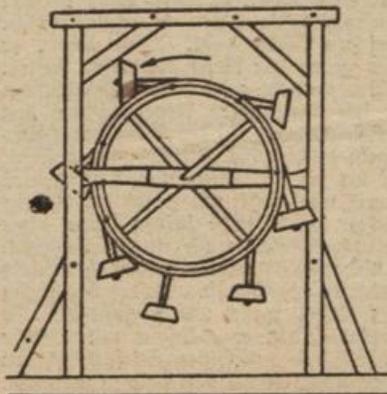


Fig. 2

erstmalige Bewegung erteilt würde; denn diese wird nur so lange andauern, bis die Anstoßkraft angelassen ist. Wenn die Darstellung des Rades sonderbar vorkommen sollte, dem sei gesagt,

daß die uns heute gefönnige Perspektive der damaligen Zeit noch unbekannt war.

Ein andere Ausführungsform, auch mit Hilfe eines Rades, ist in Fig. 2 dargestellt. Der Urheber dieses Gedankens ist der Italiener Jacopo Mariano aus Siena ums Jahr 1483. Neuzeitlichere Immer-

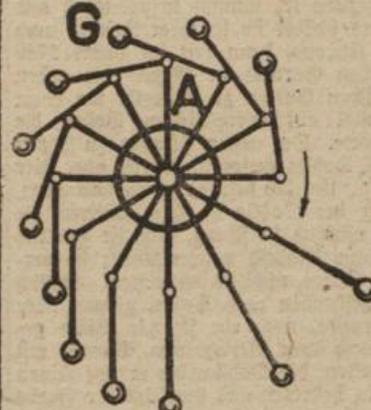


Fig. 1

dreher hatten den Gedanken, manche wohl unbewußt, wieder aufgegriffen und in der dargestellten Form zum Ausdruck gebracht. An Stelle der fallenden Hämmer sollen bei dieser Ausführung die verlängerten, umklappbaren Radspeichen jeweilig herunterklappen und dadurch die Bewegung des Rades hervorrufen. Wenn auch auf eine eingehende Widerlegung dieser irrigen Annahme verzichtet werden muß, so sei doch darauf hingewiesen, daß, obwohl der Arm (A) auf der rechten Radhälfte ist, sein Gewicht (G) auf der entgegengesetzten Seite liegt. Demnach hätten vier Arme rechts, acht Gewichte links zu heben, was natürlich vollständig ausgeschlossen ist. Angesporn wurde dieser Erfindervahn in der Mitte des 18. Jahrhunderts noch durch einen französischen Staatspreis von einer halben Million Franken, der dem glücklichen Bewirklucher der Permo-Idee winkte. Bald darauf, im Jahre 1775, hatte die französische Akademie der Wissenschaften jedach eingesehen, daß das angestrebte Ziel den Naturgesetzen widersprach. Darum erklärte sie, daß derartige Projekte nicht mehr zur Prüfung zugelassen würden. Hierdurch geriet die Permo-Idee in Mißkredit und in der „Geschichte der mathematischen Wissenschaften“ vom Jahre 1802 wurde erklärt: „Es sei eher ein Schimpf als ein Lob, von jemandem zu behaupten, er suche das Perpetuum mobile.“

Trotzdem müssen die Immerdreher auch damals noch sehr zahlreich gewesen sein, denn der berühmte französische Mathematiker und Astronom Arago (1786—1853) will sogar die Beobachtung gemacht haben, daß die Permobilsten besonders zahlreich im Frühling seien.

Als dann im Jahre 1842 der Heilbronner Arzt und Naturforscher Robert Mayer seine Entdeckung von der „Erhaltung der Kraft“ machte — worauf hier nicht näher eingegangen werden kann —, da schien es ein für allemal ausgeschlossen zu sein, daß noch irgendein Permomann aufs Tapet kommen könnte. Aber weil gefehlt — Wenn auch ihre Erzeugnisse keinen Ewigkeitswert besitzen, sie selbst scheinen in ununterbrochener Folge wiederzulehren.

So hatte sich in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, um nur einige Beispiele zu nennen, in London eine Gesellschaft zur Verwertung der Patente Predavals gegründet, die eine „Triebkraftmaschine“, in Wirklichkeit jedoch ein Permo in verkappter Form zum Gegenstande hatten. Im Jahre 1870 folgten dann die Amerikaner mit zwei Immerdreh-Patenten, und acht Jahre später erteilte das deutsche Patentamt unter Nr. 4453 einem Dr. Geisard Aldermann in Sagan ein Patent auf einen „Magnetmotor“, der auch nichts anderes als ein verschleiertes Permo war. Noch in den letzten Jahren sind mehrfach verschleierte Permos bei uns patentiert oder als D.R.G.M. geschützt worden; und ganz neuerdings hat ein Herr v. Unruh mit seiner angeblichen Permo-Erfindung in der bürgerlichen Presse viel Staub aufgewirbelt. Dieser Erfinder wollte einen Stromerzeuger erdacht haben, der ununterbrochen die Elektrizität aus der Luft herausholt. Auf den hierauf in die Welt posauten Tamtam fanden sich denn auch Geldleute, die rund zwei Millionen zur Ausbeutung der Erfindung zur Verfügung stellten, mit welchem Kapital die „Elektro-Leichtmotoren G. m. b. H.“ Marienfelde-Berlin und die „Elektro-Luftfahrt-Gesellschaft“ Berlin, Hafenplatz 2, gegründet wurden.

In Wirkung hat den Apparat, der die Größe einer normalen Kochkiste hatte, niemand gesehen, nicht einmal die Gesellschaftsgründer. Das einzige „Mobile“ bei der Geschichte war der Erfindername „Unruh“. Die Hervorzubereitung der Elektrizität aus der Luft war „aus der Luft gegriffen“, zum Leidwesen der begehrlichen Gesellschaftler und zum Schaden der Angestellten. Augenblicklich sind dieses elektrische Permo und die Gesellschaften vollständig „immobil“, und der Staatsanwalt ist dabei, dem Permomanne und seiner Kochkiste, genannt „Stromerzeuger“, recht eingehend auf den Grund zu gehen.

Die Ehe soll unablässig ein Ungeheuer bekämpfen, das alles verschlingen will: die Gewohnheit.

Palzac.

Die Georgine und ihre Geschichte. Die Georgine, deren farbenprächtiger Anblick uns immer ganz leise daran mahnt, daß der Höhepunkt des Sommers nun überschritten ist, stammt ursprünglich aus Mexiko. Sie kam, so bekannt und beliebt sie in ihrer Heimat auch war, verhältnismäßig spät nach Europa, denn erst im Jahre 1789 fand der Direktor des botanischen Gartens in Mexiko die ersten Georginentkollen an den botanischen Garten zu Madrid, wo dann zwei Jahre später zum erstenmal auf europäischem Boden die Georgine ihre schönen Blüten öffnete. Der neuen Pflanze, zu Ehren des schwedischen Botanikers Dahl Dahlia genannt, waren aber hier keine besonderen Erfolge beschieden. Um sich den Ruhm zu bewahren, die einzigen europäischen Besitzer der Dahlia zu sein, hüteten die Madrider Botaniker die Blüten nämlich so streng, daß sie wirklich volle dreizehn Jahre lang nicht aus Madrid herauskamen; sie veränderten sich auch, trotz der guten Pflege, nicht im mindesten. Endlich gelangten einmal ein paar Wurzelknollen nach Paris, gingen aber infolge falscher Behandlung zugrunde, noch ehe sie zur Blüte gelangten, und so war es denn nach dem Bericht von Stranz erst Alexander von Humboldt vorbehalten, die Dahlia, die er auf seinen Reisen in Mexiko wildwachsend in hellroter und dunkelgelber Farbe aufgefunden hatte, wieder nach Europa, und zwar diesmal nach Berlin, zu bringen.

Von hier aus und dank der vorzüglichen Pflege, die ihr der Botaniker Willdenow, der ihr auch den Namen Georgine — nach dem russischen Naturforscher Georgi — gegeben hatte, fand die schöne Blüte nun bald eine ziemlich rasche Verbreitung, aber sie behielt gleichwohl ihre beiden Namen und hieß in den verschiedenen Ländern abwechselnd Dahlie und Georgine. Bisher hatte die Georgine, ungeachtet des Umstandes, daß man sie überall mit kundiger Hand züchtete, immer nur einfache, d. h. ungefüllte Blüten gebildet, einem deutschen Gärtner Hartweg in Karlsruhe gelang es aber, nun auch gefüllte Blüten zu ziehen, und vom Jahre 1810 ab verbreitete sich denn auch die gefüllte Georgine. Auch die englischen Gärtner hatten sich viel Mühe mit der Georginezucht gegeben, die nun auf einmal Mode geworden war; vor allem bemühte man sich, besonders Farben herauszuzüchten, was auch gelang; nur die blaue Farbe, auf deren Erreichung 1000 Pfd. St. ausgesetzt wurden, ist bis heute noch nicht erzielt worden.

Heute gibt es Tausende von Georginenspielerarten; neuerdings ist man aber vielfach von der Zucht der gefüllten wieder zur ungefüllten Blüte zurückgekehrt, so daß einfache Georginen gegenwärtig keinen geringeren Marktwert besitzen als seinerzeit die gefüllten Sorten.

Ein Hirschauer Stüdel. Von Bewohnern Hirschaus werden allerlei Schurrerien erzählt, genau wie von den Schöppenstedtern u. a. Hier ist ein neues: Der Jass und die Bärbl waren alt geworden und sie jagen ins Austragstübel. Es ging ihnen auch ganz gut. Nur klagte der Jass, wenn er nichts mehr zu tun hatte, manchmal über Schwindel, Kopfweh, Reizen und Podagra, aber es hatte nichts auf sich. Nur einmal sah die Sache ernster aus, beinahe wie ein kleiner Schlaganfall. Vielleicht war es feiner, aber die Bärbl meinte doch, man könnte lieber, was man fast noch nie getan hatte, den Doktor fragen. Der biedere Vondarzi kam, besah den Fall, schüttelte den Kopf, dachte angestrengt nach und meinte dann, am Ende wäre es gut, man gebe Blutegel. Also ließ die Bärbl sich vom Bader Blutegel geben. Als sie aber die dicken Würmer beschaut, meinte sie, der Jass würde sie roh nicht gut vertragen. Sie tat also tüchtig Butter in die Pfanne, und als diese zu bruzeln anfing, tat sie die Würmer hinein. Die wehrten sich zwar heftig, aber die Bärbl hielt sie mit der Gabel fest und ließ sie nicht aus. Inzwischen war nun der Jass auch schon besser geworden, und als die Egel gebraten waren, verspeiste er sie mit gutem Appetit. Bald war er auch wirklich ganz gesund. Als die Leute das erfuhren, lachten sie und sagten, man müsse die Blutegel im Kreuz ansehen. Da konnte aber der Jass fuchsteufelswild werden, wegen solcher Fopperie!

Gesundheitspflege

Der eingeklemmte Bruch. Der Weltkrieg hat, wie im allgemeinen ein Heer von Krankheiten, so auch eine auffallende Vermehrung der Brüche (Leisten-, Schenkel-, Bauch- usw. -Brüche) zur Folge gehabt; hat doch die Hungerblase das Fettgewebe der Bauchdecken zum Schwinden gebracht. Die tägliche Erfahrung lehrt uns, daß die wenigsten Bruchleidenden wissen, daß sie sich infolge ihres Leidens in ständiger Lebensgefahr befinden, dann nämlich, wenn aus dem gewöhnlichen Bruch ein sogenannter eingeklemmter Bruch wird. Viele Bruchleidende, bei denen eine äußere Bruchgeschwulst nicht sichtbar ist, bei denen also der Bauchinhalt noch nicht in den vorhandenen Bauchsack hinabgetreten ist, sind sich oft überhaupt ihres Leidens nicht bewußt und schweben deshalb, da sie keinerlei Vorsichtsmassregeln gebrauchen, in noch größerer Gefahr. Eine Einklemmung entsteht, wenn in der im Bauchsack liegenden Darmschlinge der zuströmende Darminhalt den abführenden Teil der Darmschlinge abpreßt und so eine, mit jedem weiter nachdrängenden Darminhalt fester werdende, unelastische Stauung schafft. Außerlich kennzeichnet sich die vollzogene Einklemmung einmal örtlich durch eine pralle, unbewegliche, äußerst schmerzliche Bauchgeschwulst, allgemein durch das rasch sich entwickelnde Bild schwerer Ertrankung (Shok-Erscheinung), durch das Aufhören von Kot- und Gasabgang. In besonders schweren Fällen durch Erbrechen und große Druckempfindlichkeit des

Unterleibes. Die Einklemmung ist ein sehr ernster, lebensgefährlicher Vorgang, der in verhältnismäßig kurzer Zeit zu Fäulnis des abgesehnürten Darminhalts, wie des Darmes selbst führt. Man schiebe deshalb sofort zum Arzt. Bis zu dessen Ankunft wird man zweckmäßig die Beckengegend des Kranken hochlagern, damit der Darm in seiner Gesamtheit nach oben fällt und durch sein Gewicht die Bruchschlinge aus ihrer Umklammerung nach sich zieht. Man hüte sich aber, selbst Versuche zur Zurückbringung des Bruches vorzunehmen; diese dürfen nur von dem, mit den aratomischen Verhältnissen genau vertrauten Aerzte vorgenommen werden.

Erdkunde

Tektonische Täler. Wenn man in den Alpen durch die felsigen Engen wandert oder durch die geeigneten sonnigen Fluren der breiteren Talniederungen, so hat man keineswegs hierbei die Täler vor sich, die zu Beginn der Gebirgsbildung bestanden, sondern schreitet fast immer auf den zusammengebrochenen Resten einstiger Bergesslanken, die erst nachträglich zu Tälern umgewandelt wurden. In den Alpen gibt es nur ganz wenige echte, durch den Bau des Gebirges bedingte und darum auch als „tektonisch“ bezeichnete Täler. Ein solches ist z. B. das Inn-tal, das längst da war, bevor es der Inn durchströmte. So bestehen zwischen Raitenberg und Innsbruck innabwärts die Berge linker Hand aus viel älterem Gestein (nämlich aus Stimmerchiefern) als die rechter Hand, die sich aus triadischen Kalken aufbauen, weshalb auch auf der einen Seite sanft gewellte runde Kuppen, lange Rücken und mächtige Dome das Landschaftsbild begrenzen, während rechts liberal schroffe Kalkmauern emporstarren. Geologisch gesprochen: das Inn-tal ist ein Bruch zwischen zwei Formationen, zwischen dem emporgefalteten kristallinischen Massiv und einer vorgelagerten Kalkscholle.

Ein ähnliches tektonisches Tal wird heute von dem Genfer See erfüllt. Ein ganz besonders interessantes Beispiel eines solchen tektonischen Tales ist die sogenannte Gailtalinie. Den Ausdruck wird zwar ein Nichtgeologe noch niemals gehört haben, aber er wird sofort verstehen, was gemeint ist, wenn ich ihn bitte, sich eine Karte Tirols vorzunehmen und darauf das Pustertal zu suchen. Er wird zu seiner Ueberraschung bemerken, daß in diesem Tal zwei Flüsse entspringen, die voneinander hinwegfließen. Nach Westen fließt die Rienz und nach Osten die Drauz bzw. die Gail, und das Toblacher Feld, das heißt eine ganz geringfügige Erhöhung zwischen Toblach und Innichen, ist hier mitten im Tal die Wasserscheide. Dies ist ein sicheres Zeichen, daß nicht die Flüsse dieses von mehreren Laufenden Meter hohen Bergen begrenzte Tal ausgenagt haben. Dieses ist vielmehr der Rest einer großen Bruchlinie, einer ungeheuren Verwerfungsspalte, in deren Norden das Urgebirge stehen blieb, während die Urgesteinschichten, die unter den Dolomitenkalken lagern, im Süden in die Tiefe gesunken sind.

Naturwissenschaft

Der Flegel im Vogelnest. Der Kuckuk ist nicht nur einer der interessantesten Vögel, der die Aufmerksamkeit berühmter Naturforscher wie Goethe und Darwin auf sich lenkte, sondern er ist auch von seiner frühesten Kindheit an ein Flegel und Froschdachs, wie schon die Tatsache beweist, daß er die Jungen seiner Stiefeltern rücksichtslos aus dem Neste entfernt. Dies rüpelhafte Benehmen des jungen Kuckucks hat der englische Naturforscher Oliver Pike genau studiert und beschreibt es in einem Londoner Blatt.

Kürzlich beobachtete ich in einem Rohrfängernetz eine der erstaunlichsten Kräfteleistungen, die von einem Vogel vollbracht werden kann. In dem Nest waren drei winzige Geschöpfe mit schwarzblauer Haut ohne eine Feder und fest geschlossenen Augen. Zwei davon waren kleine Rohrfänger, das dritte war ein junger Kuckuk. Gegen Ende des zweiten Tages, nachdem er aus dem Ei gekrochen ist, sagt ein besonderer Instinkt dem jungen Kuckuk, daß in dem Nest Nebenbuhler sind, die ihm die Nahrung wegnehmen, und daß er, wenn er leben will, die anderen hinauswerfen muß. Er wird daher plötzlich sehr lebendig und stößt nach den rechtmäßigen Bewohnern des Nestes, bis einer von ihnen hilflos auf den Rücken liegt. Dann drängt er ihn mit kurzen scharfen Stößen gegen den Rand des tiefen Nestes. Der winzige Kuckuk, der so hilflos ausliegt, zeigt dabei eine geradezu erstaunliche Stärke. Er läßt sich das andere Vögelchen auf den Rücken, richtet sich mit seinem Schnabel bis auf den Rand des Nestes hinauf, mit seinen kleinen Flügeln geschickt das Gleichgewicht haltend, und marschiert dann langsam bis an den Nestrand. Da scheinen seine Kräfte zu erlahmen; er weiß nicht recht, wie er sich der lästigen Bürde entledigen soll, aber schon schiebt seine beiden Flügel ohne Zögern unter den Gefangenen und benutzt sie wie einen Sturmbod, indem er mit ihnen auf und nieder schlägt, bis der Rohrfänger richtig über den Rand des Nestes geworfen worden ist. Sofort begibt sich der Kuckuk auf den Boden des Nestes zurück und beginnt dasselbe Spiel mit dem anderen Rohrfänger, den er ebenfalls mit höchster Energie hinausbesördert. Hat er sich so von seinen Stiefgeschwistern befreit, dann verzehrt er alle Nahrung, die die Pflegeeltern sammeln. Innerhalb von 16 Tagen ist er flügge und dann zweimal so groß, wie die beiden Vögel, die ihn ausgezogen haben, so daß diese vor dem unermüdeten Fresser gehörige Angst haben. Ja, der Kuckuk bettelt sich sogar noch bei anderen Tieren herum: Stets sieht er mit weit aufgesperrtem Schnabel am Rande des Nestes, und so mancher gutmütige Vogel, der Speise im Schnabel trägt, wirft sie ihm zu. So wird der Flegel groß und fett und stark.